

Martin Löffelholz

Zusammenfassung

Die theoretische Beschreibung des Journalismus besitzt im deutschen Sprachraum eine 170-jährige Tradition. Journalismustheorien haben sich dabei weder linear-kumulativ noch als Abfolge normaler und revolutionärer Phasen entwickelt. Aus heutiger Sicht erscheint die Emergenz wissenschaftlicher Theorien zum Journalismus vielmehr als diskontinuierliche Herausbildung einer Multiperspektive. Die enorm große Zahl theoretischer Ansätze kann dabei auf acht Theoriekonzepte konzentriert werden, die für die Journalismusforschung besonders relevant sind: normativer Individualismus, materialistische Medientheorie, analytischer und legitimistischer Empirismus, (kritische) Handlungstheorien, funktionalistische Systemtheorien, integrative Sozialtheorien sowie Cultural Studies.

Die Emergenz wissenschaftlicher Theorien zum Journalismus

Theoretische Ansätze zu überdenken und zu ersetzen, gehört, nach dem – von dem englischen Philosophen Francis Bacon (1783) vertretenen – linear-kumulativen Wissenschaftsverständnis, zu den notwendigen Schritten auf dem Weg zur Erkenntnis. Unbedenklichere, zweckmäßigere, konsistentere oder viablere theoretische Alternativen entwickeln sich jedoch keineswegs linear, also als Ablösung einer Theorie durch eine ‚bessere‘.

„Die Geschichte der Wissenschaften zeigt, daß es, besonders in den frühen Entwicklungsstadien eines neuen Paradigmas, nicht einmal sehr schwierig ist, solche Alternativen zu erfinden. Aber die Erfindung von Alternativen ist gerade das, was Wissenschaftler selten unternehmen, außer in dem einem Paradigma vorausgehenden Entwicklungsstadium ihrer Wissenschaft und an ganz besonderen Punkten der darauf folgenden Entwicklung.“ (Kuhn 1976, 89)

Wenn die Erfindung theoretischer Alternativen auf einen Paradigmenwechsel hindeutet, befindet sich die Journalismusforschung schon seit einigen Jahrzehnten in diesem besonderen Entwicklungsstadium. Das zeigen die verschiedenen Versuche, theoretische Ansätze zur Beschreibung und Erklärung des Journalismus zu systematisieren.

In den 1970er Jahren wurden in einer umfangreichen Sekundäranalyse wissenschaftlicher Studien zum Journalismus mehrere Forschungsrichtungen benannt, die sich in ihren theoretischen Bezügen nachhaltig unterscheiden – so das Konzept der „Aussagenentstehung“, der berufssoziologisch beeinflusste Professionalisierungsansatz sowie die aus den USA importierte Gatekeeperforschung (→ Beitrag 7.2), in der redaktionelle Entscheidungsprozesse in den Mittelpunkt gerückt wurden (vgl. Weiß 1977). Anfang der 1980er Jahre bewog die Vielfalt von Studien und Ansätzen Manfred Rühl, seine Habilitationsschrift mit Bemerkungen über die „Schwierigkeiten, Journalismus zu identifizieren“ (Rühl 1980, 11) einzuleiten. Und auch am Beginn der 1990er Jahre konstatierte Rühl in einer Bestandsaufnahme journalismusbezogener Theoriebildung weiterhin

„ein pluralistisches Gefüge sehr verschiedenartiger Bestrebungen [...], die nur zum Teil in wechselseitiger Berührung stehen. Die Weiterarbeit an den nebeneinander herlaufenden, sich da und dort kreuzenden oder auch ineinander überleitenden Forschungen scheint keine integrierende Journalismustheorie zu versprechen.“ (Rühl 1992, 127)

Diese Einschätzung teilen, Ende der 1990er Jahre, auch Scholl und Weischenberg in ihrem Überblick zur Journalismusforschung. Sie beobachten drei kaum verbundene Richtungen der Journalismusforschung, die sich von einem unterschiedlichen Verständnis von Journalismus leiten lassen: Journalismus als Addition von Personen, als Addition von Berufsrollen und als Ergebnis von Kommunikationsprozessen. (Scholl und Weischenberg 1998, 27)

Insgesamt unterscheiden sie traditionelle Beschreibungen, in denen – ausgehend von einer normativ-ontologischen Publizistikwissenschaft – journalistische Persönlichkeiten als geistige Gestalter von Medienbotschaften im Fokus stehen, die empirische Journalismusforschung, die Gatekeeper- und Redaktionsforschung, die Professionalisierungs- und Sozialisationsforschung sowie die konstruktivistische Systemtheorie, die ihren eigenen Überlegungen eine Heimat gibt (vgl. Scholl und Weischenberg 1998, 31 ff.).

Vor diesem Hintergrund spricht einiges dafür, dass die Theorien des Journalismus sich weder, im Sinne Bacons, linear-kumulativ entwickelt haben noch, im Sinne Kuhns, als regelmäßige Abfolge normaler und revolutionärer Phasen. Die Emergenz wissenschaftlicher Theorien zum Journalismus stellt sich als eher diskontinuierliche Herausbildung einer Multiperspektive dar. Der Erkenntnisfortschritt beruht weniger auf der Substitution ‚veralteter‘ Theorien, sondern primär auf Komplexitätsgewinnen bei der Konstruktion von Theorien. Solche Komplexitätsgewinne ergeben sich insbesondere aus

- a. der Komplementarität normativer und empirisch-analytischer Betrachtungsweisen;
- b. der Komplementarität subjekt- und system-orientierter Theoriebildung;
- c. der Komplementarität struktur- und prozess-orientierter Ansätze;
- d. der Gegensätzlichkeit realistischer (ontologischer) und konstruktivistischer Erkenntnistheorie;
- e. dem (bisherigen) Nebeneinander sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektiven.

Mit der Entwicklung eines neuen Paradigmas verschwindet ein älterer theoretischer Fokus im Regelfall also nicht, sondern bleibt – im Sinne einer Alternative – erhalten: So gibt es in der kontemporären Journalismusforschung nach wie vor normative Ansätze, deren Wurzeln sich Anfang des 20. Jahrhunderts bildeten, obgleich der empirisch-analytische Fokus seit Ende des Zweiten Weltkriegs dominiert. Auch die subjekt-orientierte Journalismusforschung, die mit dem normativen Ansatz entstand, verschwand keineswegs mit dem Relevanzgewinn des System-/Umwelt-Paradigmas (→ Kapitel 2), das seit den 1980er Jahren zunehmend in den Blickpunkt rückte. Insofern sind die folgenden Hinweise zur Paradimgeschichte der Journalismusforschung nicht als lineares Stufenmodell zu verstehen, sondern als Bausteine von Theorie-Gebäuden, deren Baupläne unterschiedlichen Prämissen folgen, die unterschiedliche Zugangswege erfordern und unterschiedliche Ausblicke ermöglichen.

Vorläufer einer modernen Identifikation des Journalismus

Die Anfänge einer theoretischen Beschreibung des Journalismus werden mit dem Werk von Robert Eduard Prutz (1816-1872) verbunden, der vor rund 170 Jahren, lange bevor die ‚Zeitungskunde‘ als Studienfach an Universitäten etabliert wurde, eine „Geschichte des deutschen Journalismus“ publizierte. Diese ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Nicht Medien – wie Zeitungen oder Zeitschriften (vgl. z. B. Wuttke 1866; Schwarzkopf 1795) – standen im Mittelpunkt des Interesses, sondern erstmals der Journalismus. Prutz, eigentlich Schriftsteller und Literaturhistoriker, verstand Journalismus gleichsam als Wortführer und Dokumentar der Zeitgespräche einer durchaus widersprüchlichen Gesellschaft, die so zwar nicht genannt wird, aber als ‚Nation‘, ‚Publikum‘ oder ‚Volk‘ in Erscheinung tritt. Schon früh hat Prutz also, sozialwissenschaftlich formuliert, die Beziehungen zwischen Journalismus und anderen gesellschaftlichen Bereichen erkannt (s. Text 1).

Text 1: Journalismus als Zeitgespräch (Robert E. Prutz 1845)

Der Journalismus überhaupt, in seinen vielfachen Verzweigungen und der ergänzenden Mannigfaltigkeit seiner Organe, stellt sich als das Selbstgespräch dar, welches die Zeit über sich selber führt. Er ist die tägliche Selbstkritik, welcher die Zeit ihren eigenen Inhalt unterwirft; das Tagebuch gleichsam, in welches sie ihre laufende Geschichte in unmittelbaren, augenblicklichen Notizen einträgt. [...] Im Journalismus daher, trotz dieser, ja eben wegen dieser schwankenden, flüchtigen Natur, liegen die geheimsten Nerven, die verborgensten Adern unserer Zeit sichtbar zu Tage.

Quelle: Prutz, R. E. (1971 [1845]): Geschichte des deutschen Journalismus (Faksimiledruck nach der 1. Auflage). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 7.

Journalismus wird hier nicht auf die individuellen Dispositionen und Aktivitäten von Journalisten reduziert, sondern (in Analogie zu einem Körper) als in sich differenzierter Bereich gesehen, der – durchaus in einem instrumentellen Sinn – bestimmte Aufgaben erfüllt. So wie in seinen literarischen Werken, die Prutz 1845 eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung einbrachten, kommt dabei der Wunsch nach Demokratie besonders zum Ausdruck.

„Im Journalismus sieht Prutz ‚eines der vorzüglichsten Werkzeuge‘, um das Ziel der Menschheitsgeschichte, die Demokratie, und damit die gleichmäßige Erfüllung der Ansprüche aller an Glück und Wohlfahrt zu verwirklichen. Durch das Werkzeug des Journalismus wird das demokratische Prinzip Wirklichkeit.“ (Rühl 1992, 120)

Zu den Vorläufern eines modernen Journalismusverständnisses gehört neben Prutz vor allem Max Weber (1864-1920), von Hause aus Jurist, primär jedoch ein universalgebildeter Gelehrter und, heute, ein „Klassiker der Soziologie“ (Kaesler 1999). Webers medien- und journalismusbezogene Äußerungen sind von seiner Grundkonzeption der Soziologie nachhaltig beeinflusst: Diese beinhaltet insbesondere die Forderung nach theoretischem und methodischem Pluralismus, die besondere Relevanz empirischer Sozialforschung und – nicht zuletzt – die Prämisse, dass soziale Zusammenhänge nur durch die Beziehungen von Individuum und Gesellschaft erklärt werden können (s. Text 2).

Webers ‚Vorbericht über eine vorgeschlagene Erhebung über die Soziologie des Zeitungswesens‘ implizierte im Kern eine theoriegeleitete und empirisch-analytisch ausgerichtete Bestandsaufnahme der deutschen Presse, insbesondere der journalistischen Produktions- und Arbeitsbedingungen. Sieht man von den Bemühungen des Reichsverbands der Deutschen Presse ab, die Vorschläge Webers zumindest in verkürzter Form zu realisieren (vgl. Kutsch 1988, 12 ff.), blieben seine Ideen in der sich zu dieser Zeit etablierenden Zeitungswissenschaft ohne Widerhall. Weber nahm demnach Entwicklungen vorweg, die im deutschen Sprachraum erst nach dem Zweiten Weltkrieg – aufgrund der Rezeption empirischer Studien aus den USA – einsetzten und Anfang der 1990er Jahre auf eine repräsentative Grundlage gestellt wurden: die empirische Beschreibung und Analyse des Journalismus (s. Abschnitt 3.4).

Text 2: Geschäft, Institution und Produzent (Max Weber 1924)

Treten wir der Presse soziologisch näher, so ist fundamental für alle Erörterungen die Tatsache, daß die Presse heute notwendig ein kapitalistisches, privates Geschäftsunternehmen ist, daß aber die Presse dabei eine vollständig eigenartige Stellung schon insofern einnimmt, als sie im Gegensatz zu jedem anderen Geschäft zwei ganz verschiedene Arten von ‚Kunden‘ hat: die einen sind die Käufer der Zeitung und diese wieder entweder der Masse nach Abonnenten oder aber der Masse nach Einzelkäufer – ein Unterschied, dessen Konsequenzen der Presse ganzer Kulturländer entscheidend

verschiedene Züge aufprägt –; die anderen sind die Inserenten, und zwischen diesen Kundenkreisen bestehen die eigentümlichsten Wechselbeziehungen. [...]

Ferner: Stehen wir im Gefolge der Zunahme des stehenden Zeitungskapitals vielleicht, wie oft bei wachsendem Kapitalbedarf, vor einer Vertrustung des Zeitungswesens? Wie liegt die Möglichkeit einer solchen? [...] Denn daß die Zeitungen der großen, schon heute bestehenden Konzerne einen vielfach anderen Charakter tragen als andere, lehrt der Augenschein.

Ein anderes Problem: Der ‚Institutions‘charakter der modernen Presse findet bei uns in Deutschland seinen spezifischen Ausdruck in der Anonymität dessen, was in der Presse erscheint. Unendlich viel ist gesagt worden ‚für‘ und ‚wider‘ die Anonymität der Presse. Wir ergreifen da keine Partei, sondern fragen: wie kommt es, daß diese Erscheinung sich z. B. in Deutschland findet, während im Ausland teilweise andere Zustände bestehen, in Frankreich z. B., während England darin uns näher steht. [...]

Da können wir uns nun nicht mit der Betrachtung des vorliegenden Produktes begnügen, sondern müssen seine Produzenten würdigen und nach dem Schicksal und der Situation des Journalistenstandes fragen. Da ist nun das Schicksal z. B. des deutschen Journalisten ganz heterogen von dem im Ausland. [...] Journalisten sind Minister geworden in Frankreich, massenhaft sogar. In Deutschland dagegen dürfte das eine sehr seltene Ausnahme sein. Und – auch ganz von diesen hervorstechenden Äußerlichkeiten abgesehen – werden wir zu fragen haben: wie sich die Verhältnisse der Berufsjournalisten in der letzten Vergangenheit in den einzelnen Ländern verschoben haben. Welches ist die Herkunft, der Bildungsgang und was sind die Anforderungen an einen modernen Journalisten in beruflicher Hinsicht? – Und welches ist das innerberufliche Schicksal des deutschen und im Vergleich mit ihm des ausländischen Journalisten? – Welches endlich sind seine – möglicherweise außerberuflichen – Lebenschancen überhaupt heute bei uns und anderwärts? Die allgemeine Lage der Journalisten ist, von anderem abgesehen, auch nach Parteien, nach dem Charakter des Blattes usw. sehr verschieden, wie jedermann weiß.

Quelle: Weber, M. (1924): Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik. Tübingen: J.C.B. Mohr, 436-440.

Subjektivität und Normativität als zentrale Leitbilder

Anders als in den USA, wo sich Universitäten vor allem für die berufspraktische Seite des Journalismus interessierten, etablierte sich die deutsche Zeitungswissenschaft primär als historisches Fach. Ogleich mit der Installierung regulärer Professuren und der Einrichtung von Universitätsinstituten in Leipzig (1916), Münster (1919), München (1924) und Berlin (1928) eine institutionelle Basis vorhanden war, kümmerte sich die Zeitungswissenschaft des frühen 20. Jahrhunderts „nicht um eine sozialwissenschaftliche Erforschung des Journalismus und der Journalisten“ (Kutsch 1988, 22). Noch grundlegendere Kritik übt Baum

in seiner differenzierten Analyse der deutschen Journalismusforschung: Er bewertet „die Distanz zum Journalismus als ein Identitätsmerkmal der Zeitungswissenschaft“ (Baum 1994, 127).

Distanziert hat sich die Zeitungswissenschaft zwar nicht pauschal vom Journalismus als Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung. Sie sperrte sich aber gegen eine Soziologisierung des Faches, die nicht nur von Weber, sondern auch von dem Philosophen Ferdinand Tönnies (1855-1936) herausgefordert wurde. Symptomatisch dafür war ein heftiger Streit zwischen einerseits Tönnies und andererseits Emil Dovifat und Hans Amandus Münster auf dem 7. Deutschen Soziologentag (1930) über ‚Presse und öffentliche Meinung‘: Dabei bezeichnete Tönnies die Zeitungswissenschaft als „Enten- und Hühnerwissenschaft“, deren Gegenstand von der Zoologie hinreichend berücksichtigt werde (vgl. Baum 1994, 128). Tönnies Kritik richtete sich auf eine Disziplin, die subjektivistisch und normativ-ontologisch ausgerichtet war. Journalismus war im damaligen Verständnis das Werk individueller Persönlichkeiten, deren Eigenschaften für das verantwortlich waren, was der Journalismus hervorbrachte. Gesellschaftliche und organisatorische Bezüge, wie Arbeitsteilung und redaktioneller Arbeitsprozess, wurden zwar von manchen – wie Karl Bücher, Nationalökonom und Gründer des Leipziger Instituts – erkannt, aber letztlich doch auf das Tun einzelner Personen zurückgeführt (s. Text 3).

Text 3: Persönlichkeiten im Arbeitsprozess (Karl Bücher 1917)

Die Bedingungen der Nachrichtensammlung für die Zeitungen sind durch die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse ein für allemal gegeben. In ihren Formen scheint sich denn auch gegen früher kaum eine andere Veränderung vollzogen zu haben, als daß sie sich von der Post losgelöst hat und zu einem selbständigen Berufe geworden ist, der in arbeitsteiliger Weise von zahlreichen ‚Korrespondenten‘ ausgeübt wird. Die letzteren bedienen sich in freier Weise der unendlich vervollkommeneten Verkehrsmittel der Neuzeit.

Ihre endgültige Form erlangen alle Nachrichten und Aufsätze, aus denen sich der mannigfache Inhalt der modernen Zeitung zusammensetzt, durch die Redaktion. Diese selbst wieder ist, wenigstens bei allen größeren Blättern, ein vielgliedriger Körper, der nach dem Grundsatz der Arbeitsteilung seiner Aufgabe obliegt. Seine Glieder entscheiden in den meisten Fällen selbständig über die Aufnahme einer Nachricht oder eines Artikels; sie passen diese Beiträge aber auch in Ausmaß, Form und Inhalt der allgemeinen Tendenz der Zeitung an und brauchen sich in tiefer Tätigkeit nur durch ihr kritisches Urteil, ihr Stilgefühl, sowie durch die Rücksicht auf das Preßgesetz leiten zu lassen. [...] Die Vorstellung, daß ein ‚Chefredakteur‘ oder eine ‚Redaktionskonferenz‘ über die Aufnahme jeglichen Beitrags endgültig entscheide, ist nur für Zweifelsfälle zutreffend; sonst ist sie gegenüber großen Blättern die reine Fiktion, und der abstrakte Sammelbegriff der Redaktion löst sich in der Wirklichkeit in eine Reihe von Persönlichkeiten auf, die nur für die Leser in dem Nebel jener Abstraktion verschwinden. [...]

Gewiß wird auch unter dem System der Anonymität tüchtige und ehrenhafte Arbeit in der Presse geleistet, zumal in der Deutschen. Aber es wird sich nicht bestreiten lassen, daß jenes System, wo es auch auf die individuell gestaltende literarische Zeitung ausgedehnt wird, das sittliche und intellektuelle Niveau der Zeitungen herabdrückt, daß es die Geistesarbeit in eine hoffnungslose Abhängigkeit vom Zeitungsunternehmer versetzt und daß es nicht dazu beiträgt, den Journalistenstand in der Achtung des Publikums zu heben. Das führt dann wieder dazu, daß diese Laufbahn gerade für hervorragend dazu befähigte Kräfte nicht verlockend genug ist, während das Geistesproletariat massenhaft sich ihr zudrängt.

Quelle: Bücher, K. (1926 [1917]): *Gesammelte Aufsätze zur Zeitungskunde*. Tübingen: Laupp, 31-44.

Hinter den Arbeiten von Bücher und anderen Vertretern einer subjektivistischen Zeitungswissenschaft stand eine individualistische Weltanschauung, die damals alles andere als ungewöhnlich war und die Basis für eine journalistische Begabungsideologie bildete, mit der Journalisten normativ zu geistigen „Führern“ erhoben wurden (s. Text 4). Vereinzelt soziologische Ambitionen blieben dagegen weitgehend unberücksichtigt (s. Text 5).

Text 4: Geborener Führer seines Volkes (Karl Jäger 1926)

Natürlich muß man zum Journalisten geboren sein, sofern diese Forderung besagen will, daß man auch zum Berufe des Redakteurs Lust und Liebe, inneres Bedürfnis, Idealismus mitbringen soll, daß nur auf diesem Boden die guten Leistungen erblühen, daß derjenige, dem dieser Beruf nur ein Nothafen ist, beim Handwerken bleibt.

Wie dieses ‚Geborenssein‘ gehören auch eine Reihe Eigenschaften zum guten Redakteur. Als da nach einer Zusammenstellung der Amtlichen Akademischen Auskunftsstelle der Universität Leipzig auf Grund einer Umfrage bei den deutschen politischen Tageszeitungen sind: ‚Schnelligkeit der Auffassung, Raschheit, Sicherheit und Zuverlässigkeit des Urteils, wie überhaupt des Arbeitens, Blick für das Wesentliche, Sinn für Aktualität, starke geistige Beweglichkeit sowie Anpassungsfähigkeit und last, not least ein flüssiger und klarer, allgemein verständlicher Stil. Ferner: Aufrechter, ‚unbestechlicher‘ Charakter, Verantwortungsgefühl und Verantwortungsfreudigkeit, Fleiß, Idealismus, Entsagungskraft und Taktgefühl, gute Nerven, ‚dickes Fell‘, gutes Gedächtnis, Repräsentationsfähigkeit, Rednergabe, Fähigkeit scharfer Konzentration in bestimmten Stunden, Fortbildungsdrang.‘ [...]

Die Aufgabe des Journalisten ist es, das Bild seiner Zeit zu geben. [...] Seiner Aufgabe kann der Journalist nicht anders gerecht werden, als durch unerschütterliche Wahrheitsliebe, unbedingte Wahrheitstreue und große Sachkenntnis. Nur in ihr und mit ihr kann er überhaupt der ersteren genügen, denn nur in ihr und mit ihr vermag er Echtes vom Falschen zu unterscheiden und zu scheiden, nur auf Grund umfassender und tief gegründeter Sachkenntnis vermag er sichere Urteile über das ihm zuströmende Material,

über die Vorgänge politischer, wirtschaftlicher, kultureller Art zu fällen. Denn darin gipfelt sein Beruf: Führer zu sein seinem Volke.

Quelle: Jäger, K. (1926): Zeitungswissenschaft (Journalistik). Dessau: Dünnhaupt, 3-4. (Fußnote ausgelassen; d. Verf.)

Text 5: Beziehungen und Wechselwirkungen (Erich Everth 1926)

Die Grundfunktion des Journalisten jeder Art ist die des Vermittlers: er stellt Verbindungen her zwischen der Welt und dem einzelnen, zwischen den Leitern des Staates und den Machern der Politik überhaupt einerseits, dem Publikum auf der anderen Seite, und zwar hin und her. [...]

Nimmt man die Zeitung als Ganzes, so ergibt sich wieder ein eminent soziologisches Verhältnis: das einer kleineren Gemeinschaft zu vielen anderen, kleinen und großen, zur Stadt, zum Staat, zum Bildungswesen jeder Art, zu einzelnen Wirtschaftskreisen und zur Volkswirtschaft, zur Volksgesamtheit überhaupt, – das alles sind nicht allein geistige, auch nicht nur geschäftliche, sondern zugleich soziologische Beziehungen. Als Unternehmen und Betrieb ist die Zeitung eine Sozialform in sich, die mit allen anderen gesellschaftlichen Institutionen in mannigfacher Wechselwirkung steht. Die Organisation dieses Betriebes ist mit den Methoden der Organisationssoziologie zu behandeln. Die Redaktion im besonderen [...] ordnet sich wieder in arbeitsteilige Untergruppen, in sogenannte Ressorts, nach dem Inhalt der Arbeit, Abteilungen, die natürlich untereinander in Wechselwirkung stehen, nicht bloß in gemeinsamer Unterordnung unter eine Spitze; mit der Differenzierung ist eine Integrierung verbunden, da ein einheitliches Gesamtziel der Arbeit maßgebend ist. [...]

Dieser Gemeinschaft steht, in allen nicht ganz kleinen Betrieben von ihr getrennt, der Verlag gegenüber mit den kaufmännischen Abteilungen, und das Verhältnis zwischen beiden Seiten ist abermals nicht bloß geschäftlich, sondern auch menschlich, mit positivem oder negativem Vorzeichen; die Regel wird eine Mischung von Harmonie und Gegensatz sein. Jedenfalls ist es kein so einseitiges Abhängigkeitsverhältnis, wie oft geglaubt wird, denn der Journalist hat nicht bloß Pflichten, sondern auch Rechte, und zwar ideelle Rechte, wie kaum ein Angestellter in anderen Berufen. [...]

Nur noch ein Wort über aufhellende Analogien mit anderen Gesellschaftsgebilden und -prozessen. [...] Abgeordnete und Fraktionen stehen in dem gleichen Verhältnis zu ihren Wählern, wie Journalisten und Redaktionen zu ihren Lesern: beide Male wird die Masse geführt von einigen wenigen, die sich wiederum von den Geführten leiten lassen. In beiden Fällen die gleichen Mängel des Verhältnisses, aber auch ähnliche gesellschaftliche Bedürfnisse, die solche Einrichtungen am Leben erhalten. Beide Institutionen sammeln die öffentliche Meinung ebenso sehr und wohl noch mehr, als sie sie zersplittern. [...] Solche Vergleiche weiter durchzuführen [...], erscheint mir aufschlußreicher, als wenn man sich bei der geläufigen, aber übertriebenen Meinung von einer Herrschaft

der Parteien über die Presse beruhigt; in Wahrheit handelt es sich mehr um Wechselwirkungen, wobei sich manchmal gar nicht sagen läßt, welcher Teil stärker von dem anderen beeinflusst wird.

Quelle: Everth, E. (1927): *Zeitungskunde und Universität*. Antrittsvorlesung, gehalten am 20. November 1926. Jena: Fischer, 22-25.

Subjektivität und Normativität lieferten wichtige Folien, um unter nationalsozialistischer Herrschaft aus der deutschen Zeitungswissenschaft eine „akademische Instanz der Rechtfertigung“ (Baum 1994, 140) zu machen. So übernahm die in dieser Zeit weiter expandierende Disziplin Aufgaben im Rahmen der Journalistenausbildung, wobei das Augenmerk insbesondere „den charakterlichen Qualitäten des [...] Nachwuchses“ (Wilkins 1937) galt. Der neue ‚Praktizismus‘ stärkte das Fach, denn damit wurde seine Ausbildungsfunktion anerkannt, die freilich auf nichts anderes als eine faschistische Politisierung hinauslief. *Dieser* Normativität die Ergebnisse empirischer Studien gegenüberzustellen, lag nicht im nationalsozialistischen Interesse. Eine systematische Anwendung empirischer Forschungsmethoden war unerwünscht (vgl. Baum 1994, 140 ff.). Damit ist eine journalismusbezogene Sicht skizziert, deren Prämissen nach dem Zweiten Weltkrieg keineswegs völlig desavouiert waren. Deutlich zeigt sich das im Werk des Zeitungswissenschaftlers Emil Dovifat (s. Text 6).

Text 6: Begabung und Sendungsbewusstsein (Emil Dovifat 1962)

Die journalistische Begabung liegt gleich der künstlerischen in der Persönlichkeit. Sie kann durch Studium und Erfahrung zur Entfaltung gebracht werden, ist jedoch nicht anzulernen oder zu erarbeiten. Der Journalist arbeitet in der Öffentlichkeit und für sie. Es mag ein Stück Geltungsbedürfnis und ein Stück Machttrieb sein, das manche Menschen in diesen Beruf treibt. Ebenso stark aber sind ein impulsives Sendungsbewußtsein und die Triebkräfte publizistischen Wollens, eine Sache zu behaupten, eine Bewegung durchzusetzen, eine Überzeugung zu verbreiten und zu erhärten oder aber auch allgemein der vorwärtstreibenden Bewegung des öffentlichen Lebens fordernd und gestaltend, beobachtend-urteilend gegenüber zu stehen und zu helfen, die Dinge besser zu machen, als sie gewesen sind, dabei zu sein und mitten im Strome der Entwicklung mitzutun.

Es ist die allgemein publizistische Leidenschaft, die auch aus dem Journalisten spricht, hier freilich in ihrer strengen Bindung an den Tag und seine Forderungen. Journalismus ist eine fest an die Stunde und an den Gang der Technik gebundene Tätigkeit. Sie verlangt daher eine immer und überall leistungsfähige Arbeitsbereitschaft, ein klares, durchblickendes Erkennen des Zeitgeschehens, stets nutzungsreiches Wissen, sichere Beobachtung und die Fähigkeit treffender, überzeugender, sprachlich wirksamer Darstellung. Dazu gehört das Bewußtsein und der Wille, dem öffentlichen Leben aus einer festen Gesinnung heraus dienstbar zu sein und dabei über sich selbst hinaus zu

kommen. Eigenschaften des Charakters, des Willens, des Verstandes und des Temperamentes verbinden sich in der journalistischen Eignung.

Quelle: Dovifat, E. (1962): Zeitungslehre. Band 1: Theoretische und rechtliche Grundlagen – Nachricht und Meinung – Sprache und Form. Berlin: de Gruyter, 30.

Dovifat (1890-1969), der seit 1928 in Berlin lehrte und im ‚Dritten Reich‘ eine zentral gesteuerte Propaganda gut hieß, gehörte im Nachkriegsdeutschland zu den Gründungsvätern der westdeutschen Publizistikwissenschaft (vgl. Merten 1999, 432 f.). Seine ‚Gesinnungspublizistik‘ bildete die Basis für einen personenbezogenen Journalismusbegriff. Unter dem moralisierenden Begriff der ‚Gesinnung‘ werden unterschiedlichste persönliche Eigenschaften der Journalisten – von ‚angeborenen Gaben‘ über eine ‚innere Berufung‘ bis zur ‚Triebkraft publizistischen Wollens‘ – zu einem scheinbaren Idealbild vereint.

„Diese publizistische Sichtweise ist nicht sonderlich an der Normalität und der Regelmäßigkeit journalistischer Arbeit im Alltag interessiert. Ihr geht es vielmehr um die Ausbreitung des erinnerten Einzelfalles, um die Handhabung des Kuriosums durch die Wiedergabe der Anekdote. Praktizistische Perspektiven werden zu festigen versucht durch Zitate gleichgestimmter Gelehrter und Praktiker. Deren subjektive Erfahrungen und Einsichten werden gleichsam als krönende Wahrheitsbeweise im Sinne scholastischer Väterzeugnisse hervorgehoben. Ohne sie auf ihre Theoriefähigkeit zu prüfen, werden solche Zitate als Bausteine einer Art Supertheorie verstanden, die dem Lernenden als ‚richtige‘ Ansichten journalistischen Handelns vorgestellt werden – unabhängig von konkreten Problemlagen, in denen journalistisch alternativ gehandelt werden kann.“ (Rühl 1992, 123)

Dovifats normatives, subjektivistisches und praktizistisches Verständnis von Journalismus geht weit hinter die Vorschläge von Max Weber und anderen frühen Vertretern einer empirisch und soziologisch ausgerichteten Journalismusforschung zurück. Sein Einfluss sowohl auf die journalistische Berufspraxis (Begabungsideologie) als auch auf die wissenschaftliche Theoriebildung (subjektbezogener Journalismusbegriff) ist gleichwohl bis in der heutige Zeit nachweisbar (z. B. Duchkowitsch et al. 2009) – obwohl strukturorientierte Ansätze und die empirisch-analytische Journalismusforschung seit den 1970er Jahren im deutschen Sprachraum erheblich an Relevanz gewonnen haben.

Genese und Expansion empirisch-analytischer Forschung

Der Erfolg des Empirismus, des (Neo-)Positivismus und der analytischen Philosophie als Grundlagen wissenschaftlicher Erkenntnis führte nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst in den USA, später auch in Deutschland zu einer Umorientierung der Journalismusforschung. Normative Überlegungen, etwa die Orientierung an demokratischen Grundprinzipien, leiten Forschung zwar bis heute an (vgl. Rothenberger und Auer 2013). Mit der Einsicht in



<http://www.springer.com/978-3-531-18157-8>

Handbuch Journalismustheorien
Löffelholz, M.; Rothenberger, L. (Hrsg.)
2016, X, 724 S. 1 Abb. in Farbe., Hardcover
ISBN: 978-3-531-18157-8